

»Ich weiß wirklich nicht, was ich ohne dich machen würde, Kleines«, flüsterte Jasmin, und ihr Blick umspülte Jenny mit einer Woge der Dankbarkeit. »Aber sag, warum ist es bei dir heute so spät geworden?«

»Ich habe einem Jungen das Leben gerettet.« Schon in dem Augenblick, in dem Jenny den Satz aussprach, wusste sie, dass es ein Fehler war. Auch Jasmin durfte nichts von der Schlägerei erfahren.

»Du musst mich nicht anlügen, Kleines«, hauchte die Mutter mit Enttäuschung und frisch inhaliertem Nikotin in der Stimme. »Musst keine Geschichten erfinden. Du kannst ruhig zugeben, wenn du mit einem rumgeknutscht hast. Bist jung, die Hormone spielen verrückt, jeder muss seine eigenen Fehler machen.« Und dann kam die alte Leier, dass man keinem Mann trauen durfte und dass die stillen Säuer die Schlimmsten waren. »Weiß ich doch alles, Mama.« Jenny war heute ausnahmsweise froh, dass die Mutter ihr nicht richtig zuhörte, denn Jasmin fragte mit keinem Wort nach dem Jungen, den sie gerettet hatte. »Mach dir keine Sorgen. Geh jetzt schlafen«, redete Jenny ihr gut zu.

Rauchkringel über dem Küchentisch, noch ein paar hastige Züge, dann drückte Jasmin die Zigarette aus und ging endlich ins Bett. Jenny leerte den Aschenbecher und sah sich in der Küche um. Halbvolle Töpfe auf dem Herd, schmutziges Geschirr auf der Anrichte. Immer öfter vergaß ihre Mutter aufzuräumen. Jenny ließ Spülwasser ins Waschbecken laufen. Sie wollte wenigstens morgens in eine saubere Küche kommen.

Es war halb vier, als sie endlich in ihr Hochbett über Joe-Joe kroch. Noch einmal musste sie die Bilder vom Friesenplatz aus ihrem Kopf scheuchen. Vergiss das Ganze, befahl sie sich wieder. Und dann dachte sie, dass sie dem Jungen wirklich das Leben gerettet hatte. Als sie die Augen schloss, sah sie seine Augen vor sich. Braun, so hell wie das Fell eines Hamsters. Als sie die Finger einrollte, spürte sie die Finger des Jungen. Fest verhakt, zusammenschweiß mit den ihren. Hand in Hand hatten sie noch einen Moment erschöpft auf dem Bahnsteig gelegen. Vergiss alles, wiederholte sie und wickelte sich in ihre Bettdecke.

∞

Ich lebe! Das Adrenalin, das Lovis bei dieser Erkenntnis durch den Körper strömte, vertrieb alle Schmerzen. Er spürte die Schläge und Tritte nicht mehr, fühlte nicht das kalte Metall der Schienen, hörte nicht das Grollen der nahenden Bahn, sah nicht in das von Anstrengung verzerrte Gesicht des Mädchens, das ihn nach oben auf den Bahnsteig zog. Stattdessen tanzten Sternchen vor seinen Augen, schossen Endorphine durch seinen Körper, bollerte sein Herz im Takt des Glücks.

»Ich lebe!«, wollte er den Leuten entgegenschreien, die auf dem Bahnsteig standen, aber er brachte keinen Ton heraus. Er lag auf dem Boden, konnte nicht aufstehen. Was war mit seinem Kopf? War wenigstens der in Ordnung? Lovis sah geblühte Gummistiefel, rote Turnschuhe und eine neugierige Hundeschнауze. In seinen Ohren brauste ein Gewirr aus fremden Stimmen. Er roch Feuchtigkeit, Männerschweiß und nasses Hundefell. Seine Sinne funktionierten. »Lovis Urban, fast siebzehn Jahre,

Blumental 15, ich wohne bei meinem Vater.« Gut so, er wusste, wie er hieß und wo er wohnte, war bei klarem Verstand. Aber was war mit seinen Beinen? Was mit seiner Stimme?

»Platz da, gehen Sie zur Seite!« Eine energische Stimme drang zu ihm durch, die Schuhe verschwanden aus seinem Sichtfeld, ein Gesicht beugte sich zu ihm hinunter. Er registrierte einen wachen Blick und die blaue Uniform eines Streifenpolizisten.

»Was ist passiert?« Lovis starrte auf einen bleistiftdünnen Bartstreifen, der sich bei dem Mann wie bei diesem Fußballer Kurányi von Ohr zu Ohr zog. »Einen Krankenwagen«, rief der Kurányi-Bart nach hinten und wandte sich wieder Lovis zu. »Was ist passiert?«

Lovis' Lippen formten das Wort Überfall, konnten es aber nicht aussprechen.

»Immer mit der Ruhe, mein Junge. Hast du ein Schülerticket? Einen Ausweis?«

Lovis hob eine Hand und deutete auf seine hintere Hosentasche. Der Polizist nickte und zog den Schülerschein vorsichtig heraus, warf einen kurzen Blick darauf. »Wer war das, Lovis?«

Lovis streckte drei Finger in die Luft.

»Drei? Sind die Täter noch hier?«

Lovis zuckte mit den Schultern. Er wusste es nicht.

»Waren es Jugendliche?«, fragte der Kurányi-Bart weiter.

Lovis nickte.

»Kannst du sie?«

Lovis schüttelte den Kopf. Was sollte diese Fragerei? Sicher hatten sich die drei ganz schnell aus dem Staub gemacht, als die Polizei auftauchte. Nur er lag immer noch auf dem kalten Bahnsteig. Wollten sie ihn hier ewig liegen lassen?

Als hätte er diese Frage laut ausgesprochen, wurde jetzt eine Trage neben ihm aufgeklappt. Ein neues Gesicht beugte sich zu ihm hinunter, Hände tasteten Kopf, Körper, Arme und Beine ab, irgendwas wurde ihm in die Brusttasche seines Hemdes gesteckt, das Licht einer Taschenlampe blendete seine Augen. Notarzt, dachte Lovis.

»Kannst du mich hören, Lovis? Verstehst du, was ich sage?«

Lovis nickte zweimal. Hände griffen nach Schultern und Beinen, hoben ihn hoch und legten ihn wieder ab. Er lag jetzt auf etwas Weichem, Warmen. »Wir bringen dich ins Krankenhaus.«

Das Rattern der Räder dröhnte in seinen Ohren, der türkische Strand verschwamm vor seinen Augen, sein Bauch rumorte, als sie im Aufzug nach oben schwebten. Frische Luft stieg ihm in die Nase, eine Tür klapperte, die Trage wurde in den Krankenwagen geschoben. Der Notarzt setzte sich neben ihn. Kein Blaulicht. Ganz so schlimm stand es also nicht um ihn.

Im Krankenhaus kehrte der Schmerz in seinen Körper zurück. Er wollte schreien, stattdessen wimmerte er wie ein zahnloses Baby. Wieder hob man ihn hoch, legte ihn auf eine andere Trage. Neue Hände befühlten seinen Kopf, arbeiteten sich langsam an seinem Körper hinunter. Höllenqualen beim Druck auf Rippen, eiskalt das Gel auf der Haut, eine Mördermaschine das Teil, das dann über seinen Bauch fuhr. »Ultraschall«, sagte eine Stimme. Seine Beine, die nach oben und unten, nach rechts und links gebogen

wurden, spürte er nicht. Querschnittslähmung, schoss ihm durch den Kopf. »Röntgen«, hörte er die Stimme sagen.

Krankenhausflure und Aufzüge, dann Warten.

Als die Gleise unter ihm plötzlich vibrierten und sein Körper ihm nicht gehorchte, hatte er gedacht, dass jetzt alles vorbei sei. Wie ein schwerer Sack hatte er auf den Gleisen gelegen, als hätte man ihm Arme und Beine abgehackt – ein Sack, den gleich die Bahn überfahren würde. Hatte er in diesem Augenblick wirklich daran gedacht, dass er sich keine Sorgen mehr wegen seines siebzehnten Geburtstags zu machen brauchte? Präsentierte einem das Gehirn im Angesicht des Todes etwas so Banales? Wo blieb die Show über die Highlights des Lebens? Wo war das weiße Licht, das ins Jenseits führte?

Wieder schob man ihn, diesmal in den Röntgenraum und dann zurück über Flure und Aufzüge.

»Kannst du mich hören?«, wurde er erneut gefragt, und diesmal blickte er in ein Frauengesicht, umrahmt von Engelshaar. Engel hatte er in seiner Todesangst auch keine gesehen. »Ich bin Dr. Morgenstern«, sagte die Frau, als er nickte. »Du hast verdammt Glück gehabt, Lovis. Nichts gebrochen, sogar deine Rippen sind heil geblieben. Keine inneren Organe verletzt, nicht mal einen Zahn hast du verloren.«

Die Beine waren also in Ordnung. Aber was war mit seiner Stimme los? Er brachte nur ein wütendes Krächzen heraus.

»Ich weiß, dass dich das im Augenblick nicht trösten kann«, fuhr die Ärztin fort, »weil du furchtbare Schmerzen hast. Schwere Prellungen tun mehr weh als mancher Bruch. Eine Zeit lang wirst du verboten aussehen, aber alles wird heilen. Du brauchst nicht im Krankenhaus zu bleiben, du darfst nach Hause. Soll ich deine Eltern anrufen oder kannst du das schon selbst?«

Lovis schüttelte den Kopf und die Ärztin zog ein Telefon aus der Jackentasche. »Kannst du mir die Nummer geben?«

Anstelle von 01765 und so weiter kam ein Nnchhrsseefff aus Lovis' Mund.

»Mach dir keine Sorgen, deine Stimme wird schnell wiederkommen, das ist der Schock.« Dr. Morgenstern runzelte kurz die Stirn, setzte dann aber diesen professionellen Alles-wird-gut-Blick auf und zog Papier und Kuli aus der Brusttasche. Mit angeschwollenen, blutverkrusteten Fingern schrieb Lovis krakelig wie ein Erstklässler Gustavs Handynummer auf. Verzweifelt sackte er auf die Liege zurück. Nichts würde gut. Er hatte seine Stimme verloren. Genau wie damals.

»Dein Vater ist noch unterwegs. Er wird in einer Stunde hier sein.« Dr. Morgenstern steckte das Telefon zurück in die Tasche. »Die Polizei möchte dich sprechen. Fühlst du dich dazu in der Lage?«

Lovis zuckte mit den Schultern, was für den Kurányi-Bart eine Aufforderung war, sich neben sein Bett zu setzen. Er stellte sich als Polizeiobermeister Sennefeld vor. »Um die Täter zu finden, sind wir auf deine Mithilfe angewiesen. Von den Zeugen, die wir auf dem Bahnsteig befragt haben, hat keiner drei Jugendliche gesehen. Kannst du sie genauer beschreiben?«

Lovis bat um Papier und Stift und versuchte die drei mit wenigen Stichworten und verkrampften Strichen zu charakterisieren. Sennefeld besah sich das Bild, so wie man

sich die Krakeleien von Kleinkindern anschaut, nickte und steckte es in die Jackentasche. »Kannst du dich an ein rothaariges Mädchen erinnern?«, fragte er dann.

Natürlich konnte er. Er probierte es wieder mit einer Mischung aus Zeichnungen und Worten, dieses Bild studierte der Polizist genauer. »Das Mädchen war bereits da, als du auf den Bahnsteig gekommen bist. Ihr wart allein, bis die drei auftauchten. Dann ist das Mädchen verschwunden.«

Lovis nickte. Diesmal hatte er sich auf Papier verständlich machen können.

»Hatte das Mädchen etwas mit den Tätern zu schaffen?«, wollte Sennefeld wissen. »Haben die vier miteinander gesprochen? Blicke ausgetauscht?«

Lovis schüttelte energisch den Kopf. »Sie hat mir das Leben gerettet«, schrieb er auf das Papier.

»Das eine schließt das andere nicht aus«, meinte Sennefeld. »Immerhin ist sie genau in dem Augenblick verschwunden, als die drei aufgetaucht sind.«

»Bestimmt hatte sie Angst«, schrieb Lovis auf. Und sie ist zurückgekommen und hat mir das Leben gerettet, fügte er in Gedanken hinzu.

»Kann sein, kann aber auch nicht ...« Sennefeld brachte den Satz nicht zu Ende, weil in dem Moment Gustav in den Raum polterte.

»Was wollen Sie von meinem Sohn?«, fuhr er den Polizisten an, drängte ihn zur Seite und beugte sich zu Lovis hinunter. »Mensch, Großer, du hast mir vielleicht einen Schreck eingejagt.« Er checkte Lovis' sichtbare Verletzungen und fuhr dann mit der Hand über sein Gesicht, zog sie aber sofort zurück, als Lovis vor Schmerz zusammenzuckte. »Alles wird gut«, murmelte er und drückte ihm die Hand.

»Aaahaah«, stöhnte Lovis und war froh, als Gustav seine Hand losließ.

Gustav stellte Aktentasche und Laptop ab und sah herausfordernd von Polizeiobermeister Sennefeld zu Dr. Morgenstern und wieder zurück. Sennefeld berichtete von der Schlägerei, Dr. Morgenstern von den Verletzungen. Gustav hörte zu, fragte nach, lief dabei auf und ab. Energiegeladen, konzentriert, so wie Lovis den Vater kannte. Für Gustav war im Leben alles eine Frage der Organisation und des Kampfgeistes. Mit Kampfgeist konnte man jedes Problem angehen und mit Organisation bekam man jedes Problem in den Griff. Lovis konnte nicht aufzählen, wie oft sein Vater versucht hatte, ihm diese Sicht der Dinge einzubläuen. Jedes Mal war Gustav enttäuscht, wenn es Lovis an Kampfgeist für bessere Schulnoten mangeln ließ oder in seinem Zimmer mal wieder völliges Chaos herrschte.

»Selbstverständlich wird Lovis morgen auf die Wache kommen, um auf Ihren Fotos nach den Tätern zu suchen«, erklärte er Sennefeld. »Wir werden alles tun, damit Sie die Schläger fassen können, und erwarten dies auch von Ihnen.« Ein energischer Händedruck zum Abschied, dann reichte Gustav Sennefeld die Mütze, die dieser auf dem Fensterbrett abgelegt hatte. Sennefeld wandte sich Lovis zu. »Bis morgen«, sagte er, bevor er die Mütze aufsetzte und ging.

Gustav bekam das nicht mit. Er war schon in ein Gespräch mit Dr. Morgenstern vertieft.

»Ich gebe Ihnen ein Schmerzmittel für Lovis mit«, erklärte sie, »und da ist noch etwas, das ich mit Ihnen besprechen muss.« Sie senkte die Stimme. Lovis sollte nicht

verstehen, was sie sagte. Erwachsene sind manchmal so dämlich, dachte er. Als ob er nicht wüsste, dass die Ärztin mit dem Vater über seine Sprachlosigkeit redete. »Hatte er das früher schon mal?«, fragte sie lauter.

»Das ist sehr lange her.« Gustavs Stimme klang mit einem Mal brüchig. Lovis wusste, dass sein Vater genauso ungern an jene Zeit zurückdachte wie er. Und sie hatten das Problem ja damals in den Griff bekommen.

»Es kann durchaus sein, dass es sich dabei um eine kurzfristige Schockreaktion handelt«, versuchte es Dr. Morgenstern wieder mit ihrer Alles-wird-gut-Haltung. »Wenn nicht, empfehle ich Ihnen, einen Trauma-Experten aufzusuchen.«

Zu zweit halfen sie Lovis beim Aufstehen. Es gab keine Stelle an seinem Körper, die ihn dabei nicht schmerzte. Gestützt von seinem Vater schlurfte er langsam wie ein alter Mann dem Ausgang zu. Auf der Fahrt schwiegen sie. Zu Hause half Gustav Lovis beim Ausziehen und Waschen, was ihnen beiden unangenehm war. Als Lovis endlich im Bett lag, brachte ihm Gustav ein Glas Wasser und eine Schmerztablette.

»Schockreaktion, das hört man ja oft, bestimmt kannst du morgen wieder sprechen.«

Wunschdenken, dachte Lovis und schluckte die Tablette.

»Wenn nicht, rufe ich Frau Wittkämper an«, schickte Gustav hinterher.

Lovis schloss die Augen. Nie mehr, schwor er sich, würde er zu dieser hysterischen Hupfdohle gehen.

∞

Um fünf Uhr riss der erste Zug Jenny aus dem Schlaf. Sein dumpfes Grollen ließ Joe-Joes Fußballbildchen auf der Fensterbank erzittern. Jenny sah wie Lukas Podolski, den Joe-Joe schlaftrunken nur halb auf die Fensterbank gelegt hatte, zu Boden schwebte. Sie schob den Vorhang beiseite. Draußen war alles still, als wäre es noch tiefste Nacht. Aber von Osten her schob sich bereits ein erster Streifen dreckiges Weiß in das Schwarz des Nachthimmels. Viel zu spät, um noch genügend Schlaf zu bekommen, viel zu früh, um wach zu bleiben. Jenny rollte sich wieder in ihre Decke ein und schloss die Augen. Es war kein gutes Zeichen, dass der Fünf-Uhr-Zug sie geweckt hatte. Züge begleiteten ihren Schlaf, so lange sie denken konnte. Die Rote Burg lag direkt an der großen Ost-West-Schienenstrecke. Mindestens fünf Gleise nebeneinander, Tag und Nacht herrschte hier reger Betrieb. Nacht für Nacht geleitete das vertraute Pfeifen der Züge Jenny ins Reich der Träume, danach hörte sie nichts mehr. Die Züge störten ihren Schlaf eigentlich nie.

Aber heute hatte der Fünf-Uhr-Zug sie geweckt, weil sie von dem Jungen und der U-Bahn geträumt hatte. Eine Zeitlupe hatte ihr gezeigt, wie die Bahn über den Jungen hinwegfuhr, wie die Räder seinen Kopf abtrennten. Furchtbare Bilder, die ihr vor Augen führten, dass alles auch ganz anders hätte kommen können. Manchmal hing das Leben wirklich an einem seidenen Faden. Dieses Bild fiel ihr ein, als ihr klar wurde, wie riskant die gestrige Rettungsaktion gewesen war.

Vergiss es, befahl sie sich wieder und versuchte, sich mit den Katzenbabys abzulenken. Sie stellte sich vor, wie sie unsicher über den Wohnzimmerteppich tapsten